



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bülow, Margarethe von: Aus der Chronik derer von Riffelshausen :
Erzählung in zwei Büchern : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.



n dem Flur wurden sie vom Schulzen und vom Schullehrer empfangen, beide waren im Festtagsrocke und trugen eine Blume im Knopfloche. Der Schulze führte sie unter eifrigen Versicherungen der großen Ehre, die die gnädige Frau Hofmarschallin durch ihre Anwesenheit dem bescheidenen Feste erweise, die schmale Treppe hinauf, wo ein Geruch von Bier und Branntwein sich lieblich mit Tabaksqualm vermischte.

Der Kantor geleitete seinerseits die jungen Herrschaften in den Tanzsaal, dessen Mittelhäule, ebenso wie Thüren und Fenster, aufs schönste mit Grün und Blumen geschmückt waren.

Rings an den Wänden hatten auf Stühlen und Bänken die Frauen und Männer Platz genommen; dort zeigten sich die landesüblichen hohen Hauben von zweihandbreitem schweren, schwarzen Seidenbande, die in gewaltigen Schleifen den Kopf umgaben, unter einem gold- und perlengestickten Deckel, aber in zahlreichen Enden von verschiedner Länge bis zum Gürtel herabreichten. Die Weiber trugen meist dunkle Tuchröcke und Jacken, zur Erhöhung des Putzes eine breite Schürze. Die jungen Mädchen, die lachend und schwägend umherstanden, hatten das glattgescheitelte Haar in vielen Zöpfen um einen silbernen Pfeil gelegt; die reichgefältelten Röcke von schwarzem Wollstoffe waren mit einem Streifen von buntem Kattun besetzt, dazu trugen sie Jacken von blauem Tuche; um den Hals hatten sie mehrfache Ketten von schwerem Silber, die jede Bauerntochter in Siebenhofen zur Einsegnung erhielt, je nach Vermögen kostbarer oder geringer.

Grenzboten IV. 1886.

Die Tracht der Männer und Bursche hatte wenig eigentümliches, die hohen Westen von Hausgespinnst abgerechnet, die sie unter den langen Röcken trugen und die sich in voller Schönheit zeigten, wenn in der Hitze des Tanzsaales die jungen Bursche sich der Oberkörbe entledigten und nun in der blendenden Weiße der groben Hemdsärmel glänzten.

Heute aber mußten die Burschen und die muntern Mädchen ihre Tanzlust zügeln und dem jüngern Nachwuchs das Feld überlassen. Dieser stand auch bereits, ein Pärchen hinter dem andern, in langem Zuge aufmarschirt an der Hinterwand des Saales, die Gesichter rot vor Freude im Bewußtsein der eignen Wichtigkeit.

Therese ließ sich neben der Schulzin nieder und hörte nicht ohne Vergnügen deren bewundernde Worte über die „herzigen jungen Herrschaften“ an. Herr Taub, der Schullehrer, führte besagte junge Herrschaften an die Spitze des Zuges und ersuchte die zwei ersten Herren, den Neuankommenden ihre Tänzerinnen abzutreten und dafür Julie und Mathilde Riffelshausen in Empfang zu nehmen.

So führte nun Anton den Zug an, respektvoll die Fingerspitzen des verlegnen Mädchens fassend, das, nicht so unbefangen wie ihr Cavalier, sich der Beobachtung aller Anwesenden bewußt war. Es folgten Valerian und Franziska Wild, genannt Fränze, ein hübsches Mädchen, das Verlegenheit wenig kannte und jetzt ebenfalls mit bewundernden Blicken nach Antons Uniform mit den blanken Knöpfen sah. Valerian bemerkte dies mit Ärger, und ohne lange über Ursache und Wirkung nachzudenken, sagte er seiner Tänzerin ins Ohr: Die Mande Schwarz sieht nicht halb so hübsch aus wie du, wenn du's wissen willst.

Hocherrötend wandte sie sich ihm zu. So angenehme Dinge wußte Anton freilich nicht zu sagen.

Mathilde indessen, die im weißen Kleidchen und den Blumenkranz in den braunen Locken wie ein Blumenelfchen aus dem Bilde aussah, bemerkte trotz dieser Elfenhaftigkeit ihrem Tänzer ängstlich, er möge sich bei dem großen Riß in der Diele versehen, daß sie nicht zu Falle kämen. Julie aber beriet mit ihrem Freunde Heinrich, ob dessen Bruder „Huch“, der zu Michaeli den Schulbesuch beginnen sollte, um dies wichtige Ereignis gebührend zu begehen, eine neue Jacke erhalten werde.

Da schlug der Schullehrer, der wie ein Zirkusführer achtsam in der Mitte des Saales stand, in die Hände, und sofort setzten sich die ersten acht Paare in Bewegung. Sie tanzten sonder Bedenken über alle Hindernisse hinweg, einige male herum und stellten sich dann bescheidenlich an das untere Ende des Zuges, worauf der Schullehrer wieder in die Hände schlug und andre acht Paare herumtanzten.

Nach und nach riß freilich in die schöne Reihenfolge etwas Unordnung ein. Hier stießen ein paar rechts herumkommende auf ein kühn sich von links

her bewegendes Pärchen; dort fingen ihrer ein Duzend auf einmal zu tanzen an, und dazwischen stolperte ein ungeschickter Springer über die Füße seiner Schönen, sodaß beide auf der Diele herumkugelten.

Als Therese bemerkte, daß ihre Mädchen unter den verschiedenen Gästen des Saales sich ganz heimisch fühlten, that sie Herrn Tobias Schwarz in Bier Bescheid, das er ihr eifrig herbeigetragen hatte, und erkundigte sich nach den Familienangelegenheiten ihrer Bekannten. Auch mit der jungen Hegeln sprach sie einige Worte; diese aber antwortete mürrisch und sagte gleich darauf ziemlich laut zu Frau Günther: *Guer Baron schießt seine Frau auf das Fest; er selbst hütet sich aber, in die Schenke zu treten. Da ist unser Graf anders, der kommt auf ein Stündchen oder zwei zu jedem Tanz, tritt in die Reihe und tanzt mit den Burschen um die Wette.*

Na ich dächte auch noch! erwiederte die Günthern geärgert, mein Karl sagt immer: Die Moosdorfer haben auch gar keine Bosheit im Leibe; wir wollten dem Baron schon heimleuchten, wenn er sich einfallen ließe, jedes Haus für sein eignes zu halten.

Die Umstehenden lachten und warfen sich schlaue Blicke zu. Sie ergingen sich auch in allerhand Wizen und Anspielungen, welche die Hegeln schlagfertig und scharf parirte.

Die dicke Schulzin bemerkte leise zu der Frau Lehrer Taub: Die Hegeln, das hochnäsige Weib, sollte das Maul halten! und die „Frau Lehrer“ stimmte ihr bei; denn sie war schon lange ergrimmt darüber, daß die Frau des Kleinbauern eine weit schönere Schürze trug als sie.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Die Hitze in dem niedrigen Raume nahm zu, und die Fiedler ließen manchen phantastischen Ton mit einfließen, der Therese durch den Kopf schnitt. Das Gespräch um sie her tönte mehr und mehr wie das Summen eines Bienen-schwarms an ihr Ohr, und nur mit Anstrengung gelang es ihr, die Gedanken soweit zu ordnen, daß sie noch dann und wann ein Wort an ihre Umgebung richtete. Die Gestalten, die sich am andern Ende des Saales bewegten, erschienen ihr wie Geister, deren undeutliche Umrisse durch die auf und nieder schwankenden Rauchwolken in unsichere Nebel gehüllt waren. Vor ihren fieberheißen Augen drehte sich der Fußboden im Kreise, und zwischen dem Drehen, Schwirren und Summen mußte sie einem feinen, langgezogenen Ton lauschen, erst klang es in Pausen abbrechend und unbestimmt, dann immer deutlicher aus dem Chaos hervor: Therese! Therese! Sie begann zu empfinden, daß das Bewußtsein schwinden wollte, und sagte sich immer wieder mit Anstrengung vor, daß sie sich in der Siebenhöfer Schenke befinde.

Da kam der Schulze und rief noch einmal ihre Lebensgeister zurück.

Frau Hofmarschalln, sagte er, und sein rotes Gesicht erglühete durch die Freuden des Festes in besonders lebhaftem Farbenspiel, die jungen Herrschaften sind mit den Kindern hinunter gelaufen, um die Bratwürste zu essen, die den Beschluß der Festivität bilden. Darum möchten die Burschen noch einmal ihre Mädchen herumschwenken, wenn die gnädige Frau Hofmarschalln nichts dawider haben.

Und gnädige Frau, nahm der Kantor das Wort, erzeigen uns vielleicht die Ehre, zum Beginn ein Tänzchen mitzumachen. Mit freudigem Schmunzeln führte man ihr Herrn Tobias Schwarz zu, ein bereits ergrautes Mitglied des Ortsvorstandes und einen sehr würdigen Mann.

Sie erklärte sich durch ein schwaches Kopfnicken bereit und tanzte mit dem bedächtigen Alten einmal im Saale herum. Einmal nur, dann führte er sie behutsam nach ihrem Plaze zurück.

Soll ich Sie denn etwa lieber nach Hause bringen, gnädige Frau? fragte er; es scheint mir nicht ganz richtig mit Ihnen zu sein! Du lieber Gott! wie verblaßt!

Sie war kraftlos auf den Stuhl gesunken, unfähig, sich länger aufrecht zu halten, und bereits schickte Tobias Schwarz sich an, seinen Worten die That folgen zu lassen, als er durch den Hofmarschall daran verhindert wurde, der mit großen Schritten den Saal durchmessend plötzlich vor ihnen erschien.

Hier bist du noch, Therese? nun — danke Ihnen, Herr Schwarz, danke Ihnen.

Ohne zu bemerken, daß das Mitglied des Ortsvorstandes ging, um Theresens Tuch zu holen, faßte der Hofmarschall ihren Arm und führte sie die Treppe hinab. Er hatte so viel, was ihm im Kopfe herumging, daß er kaum den Temperaturunterschied bemerkte zwischen dem erstickend heißen Schenklokal und der kühlen Nachtlust draußen.

Der Mond schien bereits über Platz und Dorfstraße; vor der Schenke standen Gruppen eifrig redender Männer; der Hofmarschall aber und seine Frau gingen, ohne auf Weg oder Umgebung zu achten, gewohnheitsmäßig an der Parkmauer entlang.

Dem gepreßten Schweigen machte Bohemund durch einen tiefen Seufzer ein Ende. Dann sagte er: Es ist falsch, Therese, alles falsch!

Falsch? Sie schauderte. Was ist falsch?

Friedrichs Berechnungen. Sie sind absolut nicht zu brauchen, und wir müssen die ganze Arbeit von neuem anfangen. Als ob ich der Sorgen nicht genug hätte!

Der Hofmarschall öffnete die Gartenpforte, vor welcher sie jetzt angelangt waren. Hier erreichte sie Tobias Schwarz, der mit Theresens Tuch unter starkem Schnaufen hinter dem Paar hergelaufen war.

Um Gottes Willen, dieses leichte Kleid? rief jetzt der Freiherr, welcher Leichtsin, Frau!

Aber die Frau hatte nicht mehr Kraft, diesen Leichtsin zu bereuen; hätte er sie nicht gehalten, sie wäre neben ihm zu Boden gesunken.

Therese! rief er entsetzt, Therese, was fehlt dir? Heinrich! Crispine!

Die werden wohl noch nicht zurück sein, bemerkte Tobias Schwarz, aber ich will schon jemand herrufen, Herr Hofmarschall! Ich hab mir's bald gedacht, daß es mit der gnädigen Frau nicht recht wäre.

Niffelshausen hob seine schlanke und leichte Frau auf den Arm, während Tobias Schwarz mit besorgter Miene das Tuch um sie legte.

Danke Ihnen, Herr Schwarz, danke Ihnen! sagte der Hofmarschall mit gebrochener Stimme; die Gemütsbewegung überwältigte ihn fast. Er war es nicht gewohnt, sich um seine Frau zu ängstigen. Er war nicht imstande, dem alten Bauer auf dessen Anerbieten zu antworten; ohne zu zögern, wandte er sich mit seiner Last nach dem schmalen Fußwege, der unter alten Bäumen hin dem Hause zuführte. Therese versuchte unruhig, sich von ihm loszumachen. Die Schatten der alten Bäume erschreckten sie, sie war im Fieber, und ihre Lippen bewegten sich wie zur Rede, ohne daß ein Ton daraus hervordrang. Sei ruhig, sei ruhig, Therese! bat er angstvoll, und beugte den Kopf tiefer, um ihre Worte zu verstehen. Sie war ganz ohne Bewußtsein; sicherlich konnte er diesen Worten keine Bedeutung beilegen, und doch stand er plötzlich still, als hätte er auf eine Schlange getreten.

Vor ihm lag die schmale Brücke, von den Zweigen der Bäume fast ganz überschattet, und darunter rann in undurchsichtigem Schwarz der Fluß, mit leisem Murmeln gegen die morschen Stützen des Steges drängend. Ein Mondstrahl glitt an dem Geländer herab und zitterte auf dem Wasser. Niffelshausen sah hinunter und dann auf seine Frau. Er fand die dunkle Tiefe unwiderstehlich anziehend.

Es war die Schwäche eines Augenblicks, doch wie dieser Augenblick ging, so ging auch sie. Er überschritt die Brücke festen Fußes und sah nach den Lichtern, die vom Hause her durch die Büsche schimmerten.

In der Küche des Herrenhauses waren Fräulein Cäcilie und Minna, die Köchin, noch in voller Thätigkeit. Die Küchenlampe brannte auf dem Herde neben dem Kessel, wo eine Batterie großer und kleiner Gläser aufgestellt war, ihres lieblich duftenden Inhalts harrend. Cäcilie versah die den Gläsern zugeordneten Etiketten auf der Rückseite mit Gummi und sang dazu mit schallender Stimme ein wehmütiges Volkslied.

Sie wurde durch den Eintritt des Hofmarschalls aufgeschreckt, dessen verändertes Aussehen ihr trotz der schwachen Beleuchtung auffiel.

Um Himmels Willen, Bohemund! rief sie, was ist dir geschehen.

Therese ist krank, sagte er kurz.

Krank? Therese?

Ja. Sie liegt in — in — Er lehnte sich an die Wand und bedeckte mit der Hand die Augen.

Die Frauen warfen sich erschreckte Blicke zu. Sie hatten noch nicht recht begriffen, um was es sich eigentlich handle. Indessen wiederholte der Hofmarschall in erregtem Tone: Sie ist krank, sage ich euch!

So sage doch nur lieber, wo du sie gelassen hast, Bohemund! rief Cäcilie. Diese Begebenheit! Es wird doch nicht gleich ans Sterben gehen! Aber die Männer verlieren eben immer den Kopf, wenns am nötigsten ist, ihn oben zu behalten!

Ohne zu widersprechen, meldete Bohemund, daß seine Frau sich in Georgs Zimmer befinde. Ich werde nach Kummelshausen fahren und Petri holen.

Die Schwester war bereits aus der Küche verschwunden.

Bleiben Sie hier, Herr Hofmarschall, rief Minna, Sie sind ja eben erst in Erfurt gewesen und haben noch nicht einmal zu Abend gegessen. Der Heinrich kann ja nach Kummelshausen fahren oder eins aus dem Dorfe.

Der Heinrich tanzt in der Schenke, sagte Riffelshausen matt und setzte sich auf einen Küchenschemel.

Die Minna schüttelte besorgt den Kopf, lief dann aber eiligst dem Fräulein nach.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

L'histoire monétaire de notre temps. Par Ottomar Haupt. Paris, Truchy, 1886.

Haupt ist einer der hervorragendsten Anhänger einer in der ganzen zivilisirten Welt einzuführenden Doppelwährung und hat seine Ansichten in einer Reihe von französischen, deutschen und englischen Schriften niedergelegt. Die oben genannte große Schrift (432 S.) eignet sich vorzüglich dazu, von seiner Auffassung der Währungsfrage ein vollständiges, durch möglichst sichere und umfassende Statistik begründetes Bild zu bekommen. Man kann dieses Werk daher für den Bimetallismus wohl als maßgebend betrachten, und wenn überhaupt der Streit zwischen den Vertretern der Goldwährung und denen der allgemeinen Doppelwährung etwas an Erregtheit verloren hat, so weiß namentlich Haupt gegenwärtig sehr wohl in seinen Ausführungen Maß zu halten.

Wir heben nur einiges wenige hervor, wodurch seine Meinungen sich von manchen ähnlichen unterscheiden. 1. Wie sehr er auch eine Doppelwährung herbeisehnt, er hält es doch für unumgänglich notwendig, daß England sich mit in dem Doppelwährungsbunde befinde. Also nichts ohne England. Er schildert eingehend die Manipulationen, die im entgegengesetzten Falle alle Bestrebungen der Doppelwährung lahm legen würden. 2. Er hält es nicht für angebracht, bei der Annahme des künftigen festen Tauschverhältnisses zwischen Gold und Silber auf das frühere Verhältnis von 1:15 $\frac{1}{2}$ zurückzugehen, das schon vor zwanzig Jahren nicht